

五

1971 in einem Dorf in Süddeutschland.

Als einziges Kind ihrer Eltern gibt es für Roberta keine andere Zukunft als die, einmal die Bäuerin auf dem Hof zu sein. Hier auf dem Land beschäftigt man sich nicht mit Vergangenheitsbewältigung, Kriegsdienstverweigerung, Feminismus, Popkultur oder Miniröcken. Hier zählen Arbeit, Gehorsam und moralisches Verhalten. Doch Roberta träumt davon, eigene Kleider zu entwerfen, auch wenn sie genau weiß, dass das ein Traum bleiben wird. Zugleich liebt sie ihren Hof und die körperliche Arbeit in der Natur, in der sie sich zu Hause fühlt. Und dann gibt es da noch den Pfarrerssohn Wilhelm, ihren Freund aus Kindertagen. Die beiden verlieben sich ineinander. Nicht nur für Roberta ist Wilhelm der Grund, im Dorf zu bleiben. Auch seine Mutter Gertrud bleibt wegen ihres Sohnes. Im Gegensatz zu Roberta hasst sie das Landleben und wünscht sich nichts mehr, als weggehen zu können, hinaus in die Welt. Bald sind beide Frauen gezwungen, ihr Leben zu überdenken und Entscheidungen zu fällen, die nicht nur für sie alles verändern.

Ewald Arenz, 1965 in Nürnberg geboren, hat Englische und Amerikanische Literatur und Geschichte studiert. Er arbeitet als Lehrer an einem Gymnasium in Nürnberg. Seine Romane und Theaterstücke sind mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet worden. Mit *Alte Sorten* (2019) stand er auf der Liste »Lieblingsbuch der Unabhängigen« 2019 und für *Der große Sommer* (2021) erhielt er 2021 diese Auszeichnung. Bei der Büchergilde erschien 2023 sein Roman *Die Liebe an miesen Tagen*.

Ewald Arenz  
*Zwei Leben*

ROMAN  
BÜCHERGILDE  
GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder  
der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,  
Frankfurt am Main, Leipzig, Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung des DuMont Buchverlags, Köln  
© 2024 DuMont Buchverlag, Köln

Die Büchergilde verbietet, das Werk (Text und Illustrationen) in irgendeiner Weise zu nutzen, um Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren. Sie behält sich zudem das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlags untersagt ist.

Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage 2025

Einbandgestaltung: Marion Blomeyer, München  
Satz: Angelika Kudella, Köln  
Einbandmaterial und Vorsatzpapier:  
Surbalin von Peyer Graphic GmbH, Leonberg  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7615-8

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:  
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Haus des Buches,  
Braubachstr. 16, 60311 Frankfurt am Main, Deutschland  
produktsicherheit@buechergilde.de

buechergilde.de

## I

Sie hätte auf den Bus warten können, aber der Nachmittag war sonnig, und außerdem war es gut, Zeit fürs Ankommen zu haben. Besser nach Hause gehen, auch wenn sie daheim den Kopf schütteln würden über den doppelten Weg. Den Koffer konnte sie ins Schließfach geben und morgen holen. Sie hatte nichts darin, was sie an diesem Tag noch brauchen würde.

Es hing eine schläfrige, heiße Stille über den Straßen der Stadt, der April war ungewöhnlich warm. Ein alter Herr, der im Eiscafé saß, hatte seinen Stuhl dicht an die Mauer der Stadtkirche in den Schatten gerückt, las Zeitung und rauchte seine Zigarre. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass man bei dieser Hitze rauchen mochte. Ein, zwei Autos fuhren über den Platz; die meisten standen hitzeflirrend am Straßenrand und warteten auf gar nichts. Ein paar Kinder am Schweppermannsbrunnen hatten die Sandalen ausgezogen und saßen auf dem steinernen Rand, die Füße im Wasser. So etwas hatte sie als Kind nie gemacht. Bei ihnen im Dorf gab es keinen Brunnen, der noch benutzt wurde. Es sah aus, als würde es Spaß machen.

Sie war froh, dass sie heute Morgen die Hosen doch in den Koffer getan und das Kleid angezogen hatte, obwohl es noch so frisch gewesen war. Jetzt war das Kleid genau richtig, und wenn sie erst aus der Stadt heraußen war, würde sicher ein Wind gehen.

Die Häuser wurden weniger und die Gärten größer. Ein letztes Mietshaus stand verloren auf einer Wiese. Dann war die Stadt auf einmal zu Ende. Auf der kleinen Brücke über die Umgehungsstraße blieb sie einen Augenblick stehen. Die Apfelbäume entlang der einsamen Landstraße. In der Ferne, auf dem Berg, die Festung. Der Bach, der wenig mehr war als ein Abzugsgraben. Wieder daheim. Sie hatte fast vergessen, wie es war, wenn man auf viele Kilometer keinen einzigen Menschen sah.

Sie nahm den langen Weg durch das Tal. Zwei Gehstunden, aber ein Stück des Weges verlief durch den Wald an der Quelle vorbei. Schöner als der kurze mit dem steilen Anstieg an der Hauptstraße entlang; sie hatte ja Zeit. Daheim erwarteten sie sie erst morgen, und ihre Leute waren sowieso auf dem Feld.

Das Laufen nach der langen Zugfahrt tat wohl. Überhaupt war es gut, eine lange Strecke gehen zu können. Die letzten drei Jahre hatte sie so viel gegessen. An der Nähmaschine oder in der Berufsschule. Sie war immer dankbar gewesen, wenn sie am Zuschneidetisch stehen konnte oder im Lager bei den Stoffen helfen musste. Im Winter ging es noch. Da kam man daheim auch manchmal nur morgens und abends aus dem Haus, um beim Melken oder beim Ausmisten zu helfen. Aber im Frühling, im Sommer, im Herbst ... da hatte sie sich immer danach gesehnt, draußen sein zu können. Die Schneiderwerkstatt in einer kleinen Textilfabrik am Rande der Großstadt zwischen Brauerei und Spedition; die hohen Fenster vom ewigen Stoffstaub immer so trüb, dass die Sonne in den Räumen nie ihre wirkliche Farbe hatte. Wie hätte sie da die Kleider nähen können, die nach und nach in ihrem Kopf entstanden waren, wenn sie an die satten Farben im Dorf dachte? Das Zim-

mer bei der Tante wiederum hatte nur ein Dachfenster gehabt. Keine hellen Jahre. Aber im Nachhinein gab sie dem Vater recht. Es war gut, einen Beruf zu lernen. Man wusste nie. Aber genauso gut war es, zurückzukommen.

Als sie Mühldorf erreichte, blieb sie einen Augenblick stehen. Der Wind kam vom Hügel herab und brachte den Duft von Gras mit. In der Stadt, wenn sie die Rasen mähten, roch es manchmal so ähnlich, aber es war nur wie eine müde Erinnerung an diesen kraftvollen und zugleich lichten Geruch, der Frühling hieß. Man sollte ein Kleid aus diesem Duft machen können. Es müsste, natürlich, grün sein, aber durchsetzt von farbigen Flecken wie Blüten und schmalen, hellen Streifen wie letztjährige Weizenhalme.

Egal. Sie hatten sowieso fast immer nur hässliche Kleider gemacht. Die Zeit in der Schneiderei war endlich vorbei.

Sie passierte die Mosterei, die um diese Jahreszeit verlassen dalag. Ansonsten war es hier in dem Dorf lebhafter als in der Stadt. Vom vorbeifahrenden Traktor herab grüßte sie einer. Sie nickte, obwohl sie sich nicht an ihn erinnern konnte. Mühldorf lag für sie aus Salach jenseits des Bühls, da kam man im Jahr nur einmal zum Mosten her.

Allmählich wurde ihr heiß. Der schmale Weg vom Dorf zum Wald hin stieg leicht an. Auf dem Feld rechts von ihr hatten sie Kartoffeln gesetzt, und es wurde schon Zeit, sie anzuhäufeln. Wo der Vater wohl dieses Jahr Kartoffeln anbaute? Im Eichental vielleicht. Nein, da hatten sie geerntet, bevor sie die Lehre angefangen hatte. Dann am Steinbruch womöglich.

Der Steinbruch. Am Steinbruch hatten sie immer gespielt, früher. Manchmal hatte sie wach gelegen, in ihrem Zimmer bei der Tante, und hatte durch das Dachfenster in den Himmel

geschaut. Mit etwas Glück war der Mond darüber hinweggezogen, dann war etwas zum Anschauen da gewesen. An den Winterabenden, wenn sie zum Rodeln am Steinbruch gewesen waren und die Zeit vergessen hatten, da hatte der Mond auch manchmal schon am Himmel gestanden, und sie hatten gewusst, sie würden es kriegen, weil sie zu spät für den Stall zurückgekommen waren. Hatte sich trotzdem immer gelohnt.

Sie war am Waldrand angelangt. Dort, wo früher der Bach unter dem Weg durch einfach in die Wiese geflossen war, hatten sie jetzt ein Becken gebaut. Sie wusste erst nicht, was es sein sollte. Für ein Bewässerungsbecken war es zu klein. Dann sah sie die Tafel. Die beiden Holzpfähle, an die sie geschraubt war, glänzten hell wie frisch entrindet und rochen auch noch nach Fichte. Ein Kneippbecken, hieß es. Anscheinend sollte man an dem Geländer in der Mitte entlang durchs kalte Wasser laufen. Sie musste lächeln. Der Bach hätte es auch getan, oder? Am Waldrand hatten sie sogar geschottert. Ein Parkplatz. Na ja, hier hatten sie jetzt anscheinend einen Fremdenverkehrsverein.

Aber die Tafel hatte sie auf einen Gedanken gebracht: An der Einmündung zum Waldweg blieb sie stehen und streifte die Schuhe ab. Als Kind war sie im Sommer immer barfuß gelaufen. Jetzt spürte sie Aststücke oder Steine sehr deutlich. Stadtkind geworden, dachte sie fast verächtlich.

In der Ferne ein Kuckuck. Sein eintöniges Rufen hatte immer schon Frühjahr geheißt. Sonst war es sehr still im Wald. Kein Wind. Nur das klare Wasser in seinem Bett aus Tuffstein hörte sich eilig an. War die steinerne Rinne höher geworden? Es kam ihr fast so vor. Aber was konnte in drei Jahren schon gewachsen sein? Ihre Lehrerin hatte einmal gesagt, dass es hundert Jahre gedauert hatte, bis sich der Bach sein Bett aus



Kalk hatte bauen können. Weil der Bach sich aus dem Berg, aus dem er kam, den Stein mitnahm. Weil man bei jedem Wasser sagen konnte, wo es herkam. So war sie wohl auch. Etwas vom Dorf war immer in ihr, wie der gelöste Stein im Wasser war.

Oben, wo die Quelle aus dem Felsen sickerte, hatte sie noch kein Bett. Da war nur eine flache Kuhle, wo sich das Wasser sammelte, bevor es weiterfloss. Roberta kniete sich hin, schöpfte es mit beiden Händen und trank lange, bevor sie wieder aufstand und den Rest bergan stieg.

Sie trat ein paar Dutzend Meter unterhalb der Kuppe aus dem Wald. Das Sträßchen lag fast leuchtend in der Sonne, und sie zog die Schuhe wieder an, froh, dass sie an der Quelle getrunken hatte. Rechts und links wichen die Fichten zurück, und das Land wurde weit. An der Gabelung zögerte sie kurz. Über Pfrauinfeld war es ein kleines Stück weiter, aber die Straße schattiger, weil es noch einmal durch den Wald ging. Andererseits war es schön, die Hitze auf den Schultern zu spüren. Sie ging gleichmäßig, es war gut, ausschreiten zu können. Von hier oben sah sie weiter im Norden die Landstraße liegen, auf der ab und an ein Auto fuhr, ohne dass sie es hätte hören können. Der Wind kam von Südwesten. Hoch über ihr surrte ein Flugzeug durch den leeren Aprilhimmel. Sie blieb stehen und sah ihm nach. Fliegen. Wie sich das wohl anfühlte?

Am Friedhof schloss der alte Satzinger gerade das Tor, als sie das Dorf erreichte. Den gab es immer noch. Eigentlich war sie nicht einmal ganze drei Jahre fort und an Weihnachten und die zwei Urlaubswochen im Sommer zum Helfen daheim gewesen, aber in diesem Moment kam es ihr so vor, als wäre sie ihm als Kind das letzte Mal begegnet. Seltsam.

»Sel, die Strasser Roberta«, sagte er in dem schweren Salacher Zungenschlag, »bist wieder daheim?«

Sie hätte fast gelacht. Nichts sagte ihr mehr, dass sie wieder daheim war, als dieses lang gezogene, bedächtige »sel«, das in der Stadt niemand verstand und das alles heißen konnte, »aha« und »wohl« und »soso« und »schau an«.

Sie nickte. Der Satzinger drehte den Schlüssel im schwarz geschmiedeten Schloss des Friedhofstors. Sie kannte es nicht anders, als dass er nach der Kapelle schaute, die alten Kränze auf den Mist warf und das Gras zwischen den Gräbern schnitt. Hier war schon immer alles gewesen wie immer.

»Den Vater wird's freuen«, nickte auch er wie zur Bestätigung. »Es ist Arbeit genug am Hof.«

Ja, dachte sie, als sie weiterging. Aber auch das war immer so gewesen: Arbeit genug.

Gertrud hängte Wäsche auf, als sie Roberta über den Dorfplatz auf den Hof der Eltern zugehen sah. Sie hasste Wäscheaufhängen, aber besser im Pfarrgarten als auf dem Dachboden wie im Winter. Und sie hasste es eigentlich auch, dass sie wusste, dass es Roberta war, die da nach ihrer Lehre in der Stadt – was war es gewesen? Verkäuferin? – wieder nach Hause zurückkehrte.

Fünf Jahre, hatte es damals geheißen, hatte Hermann damals gesagt, als er hierher versetzt worden war. Fünf Jahre, und dann bewerbe ich mich in die Stadt. Das ist meine erste Gemeinde, ich kann keine Ansprüche stellen, und überhaupt muss man überall wirken können als Pfarrer. Zwanzig Jahre waren daraus geworden. Wilhelm war anderthalb gewesen, als sie in dieser Eisburg angekommen waren. Schüröfen im Wohnzimmer und im Esszimmer. Keine Heizung im Kinderzimmer oder im Gästezimmer oder im Schlafzimmer. Im Winter Frostblumen an den Scheiben, und wenn man abends den Tee auf dem Fensterbrett hatte stehen lassen, dann war morgens eine dünne Eisschicht in der Tasse. Wie sie um die Ölöfen hatte kämpfen müssen! Der Kirchenvorstand ... alles Bauern. Bei uns heizt auch keiner die Schlafstube. Die Gemeinde hat kein Geld. Die Orgel gehört überholt. Das Ziffernblatt der Kirchturmuhre wollen wir schon lange austauschen. Und warum sie kein Gemüse anbaue im Pfarrgarten wie alle anderen. Dann

wäre nämlich Geld genug da für einen Ofen, den dann die Gemeinde nicht bezahlen müsste.

Nein. Natürlich heizte keiner die Schlafstube. Die war bei denen neben dem Stall, da war es warm genug.

Es war nicht nur wegen ihr. Wilhelm hätte sie gewünscht, dass er nicht nur hier aufgewachsen wäre. Nicht zehn Kilometer mit dem Rad fahren müssen, wenn man ins Kino wollte. Oder jeden Tag so früh aufstehen müssen, weil er den Bus zur Oberschule nahm. Ein einziger Junge aus dem Nachbardorf war auch aufs Gymnasium gegangen, und wie es so war – er und Wilhelm hatten sich nie leiden können. Wilhelm war ein Stiller, aber er wusste, wen er mochte und wen nicht. Vielleicht kam er zu sehr nach seinem Vater.

Wenn sie seine Freunde nicht manchmal mit in die Stadt ins Bad mitgenommen hätte, dann könnte hier im Dorf immer noch keiner schwimmen. Roberta auch, erinnerte sie sich. Die war auch immer unter denen gewesen, mit denen Wilhelm gespielt hatte. Vielleicht hatte sie die Lehre in der Stadt auch deshalb gemacht. Weil sie schon mal was anderes gesehen hatte als immer nur das Dorf.

Sie schlug das schwere, nasse Laken aus und klammerte es an die Leine. Immerhin war Frühling.

Der Hof war leer, die Eltern auf dem Feld. Sie ging durch den Stall ins Haus; die hintere Tür war nie zu. In der Stadt schlossen sie immer alle Türen ab, das hatte sie am Anfang gewundert. Aber dann auch wieder nicht. Die waren sich ja alle fremd. Hier schlossen sie immer nur die Haustür zu, wenn sie weggingen. Das Wertvolle war ja nicht im Haus, sondern in den Ställen und Scheunen, und die konnte man eh nicht alle zusperren.

In der Küche war es fast wärmer als draußen. Sie befühlte das Wasserschaff – es war noch heiß. Also hatte die Mutter gekocht, und das hieß, dass sie auf keinem der weiter entfernt liegenden Felder waren, wenn sie zu Mittag hatten heimkommen können. Der Geruch nach Holzfeuer – das hatte ihr gefehlt in der Stadt. Die ewige Hitze in der Küche nicht. Aber die Mutter würde niemals einen elektrischen Herd wollen. Nicht, weil sie gegen das Neue war. Schließlich hatten sie jetzt auch eine Melkmaschine. Aber das Holz kostete sie nichts. Der Strom schon.

Sie ging kurz nach oben auf ihre Stube. Alles wie immer. Das Bett frisch bezogen. Hier war es gleich kühler, weil die Mutter das Fenster musste aufgetan haben, bevor sie aufs Feld gegangen war. Sie nahm ein Buch aus dem Regal, das ihr der Vater gezimmert hatte, als es immer mehr geworden waren. *Sturmhöhe*. Das hatte sie immer gemocht. So voller Kraft.

Und darin auch eine, die auf einem Hof groß geworden war. Sie wog das Buch in der Hand, ohne es aufzuschlagen. Alte Geschichten.

Sie trat ans Fenster. Über dem hohen Scheunendach der Kirchturm. Nie war der Blick anders gewesen. Der weiche Glockenschlag hatte von Anfang an die Tage ihrer Kindheit gezählt und ihre Mädchenjahre. Das Abendläuten im Winter um sechs, im Sommer um acht. Der Vater im Stall nahm dann die Mütze ab und betete ein schnelles Vaterunser, obwohl er vom Pfarrer nicht viel hielt. Ob er an etwas glaubte? Wahrscheinlich tat er es nur, weil alle es taten. Weil es Herkommen war, und wenn man einmal anfang, das Hergekommene zu lassen, dann flog alles auseinander. Sie lächelte. Ja. Wahrscheinlich war es hier so. Wenn man das Hergekommene ließ, dann flog alles auseinander.

Sie sah noch einmal auf das Buch. Da war es auch so, dass alles auseinandergeflogen war. Sie stellte es zurück ins Regal zu den anderen. Obwohl das Buch schon so alt war: Diese Geschichte hatte sie immer berührt.

Es hielt sie nicht im Haus. Das Dorf war nachmittagsstill und die Gassen fast so leer wie an einem Sonntag. Sie holte sich das Fahrrad der Mutter aus der Scheune. Als sie auf die Hauptstraße abbiegen wollte, musste sie warten. Der Postbus kam und fuhr die Haltestelle an. Es war trotz der Jahre in der Stadt immer noch genug Dorf in ihr, dass sie nicht gleich weiterfuhr, als der Bus an ihr vorbei war, sondern dass sie wartete, bis alle ausgestiegen waren. Diese selbstverständliche Neugier, die es hier gab. Vielleicht konnte man es gar nicht Neugier nennen. Vielleicht war es ein selbstverständliches Wissenwollen. Wer kam und wer ging? In der Stadt gab es

viel zu viele Menschen, da interessierte es niemanden, aber hier? Hier war es wichtig.

Sie hatte die Unterarme auf den Lenker gestützt und sah den Schmied Walter aussteigen und die Betty vom Hörnleinshof. Die war wohl beim Arzt gewesen, so wie sie sich aufgeputzt hatte, obwohl sie doch schon über fünfzig war. Es hieß, dass sie gerne zum Arzt ging und öfter als eigentlich nötig.

Ich habe das alles noch im Kopf, dachte sie ärgerlich. Wozu? Was geht's mich an, wenn die Hörnleins Betty gern zum Arzt geht. Ihr Mann ... na, jeder wusste, dass der nicht gegen sie aufkam. Gerade, dass er nicht kleiner war als sie, aber ganz sicher nicht so stark. Wenn die aufs Feld fuhren, dann saß er hinten auf dem Traktor.

Sie schüttelte unwillig den Kopf über sich. Jetzt dachte sie doch weiter und wollte das gar nicht. Sie hob sich aus dem Sattel und wollte los, als der Wilhelm hinter dem anfahren- den Bus auftauchte. Er sah sie und hob nach einem kurzen Zögern die Hand als Zeichen des Wiedererkennens.

»Roberta. Bist du wieder da oder nur auf Urlaub?«

Er sah nicht mehr so sehr wie der Junge aus, den sie in Erinnerung hatte.

»Die Lehre ist vorbei. Ich bin jetzt wieder auf dem Hof. Die Eltern brauchen mich da. Und du? Studierst du jetzt?«

Er schüttelte den Kopf.

»Noch nicht. Meine Mutter hat es eigentlich gewollt, weil ich dann nicht zum Militär hätte müssen, aber ich hab gedacht ...« Er zögerte einen Augenblick, als ob er nachdächte, dann machte er sich gerade. »Ich mache gerade Zivildienst. Im Krankenhaus.«

»Du hast verweigert?«

Sie kannte niemanden im Dorf, der verweigert hätte. Man

schloss die Schule ab, man machte seine Lehre, und dann ging man zum Bund. Wenn sie ein Junge gewesen wäre ... sie überlegte einen Augenblick. Ja, vielleicht. Vielleicht auch nicht. Sie hatte sich noch nie Gedanken darüber gemacht. Es betraf sie nicht.

»War es schwer?«

Wilhelm schüttelte den Kopf.

»Der Papa hat mir geholfen. Allein hätte ich es nicht schreiben können. Die Anhörung war streng, aber sie haben mich dann doch durchgelassen.«

Wie selbstverständlich er »Papa« sagte. Sie hatte den Vater niemals anders als »Vater« genannt. Sie musste lächeln und sah für einen Augenblick nach unten, weil er es nicht sehen sollte. Aber er hatte es schon bemerkt.

»Was denn?«, fragte er höflich.

»Nichts. Ich fahre zum Steinbruch«, sagte sie schnell, weil sie nicht wusste, wie sie hätte erklären sollen, dass es ... so seltsam zärtlich klang, wie er vom Herrn Pfarrer sprach.

»Ah.« Er wandte sich zum Gehen. »Na, es ist schön, dass du wieder da bist, Roberta.«

Er ging, die Hände in den Hosentaschen, mitten auf der Gasse in Richtung Pfarrhaus. Er war immer ein bisschen komisch gewesen, zwischen scheu und wild, der Wilhelm.

Sie stieg endgültig auf und trat in die Pedale; auf einmal in Eile, aus dem Dorf herauszukommen, bevor sie mit noch jemandem reden musste.

In der Kastanie am Ortsausgang bildeten sich allmählich die Blütenkerzen. Noch kein Nektar, deswegen schwärmten die Bienen woanders. Sie war lange nicht mehr mit dem Rad gefahren. In der Stadt hatte sie keins gehabt und zur Schneide-